

DAPHNE DU MAURIER

Nach Mitternacht

DREIZEHN SCHAURIGE GESCHICHTEN

Mit einem Vorwort von STEPHEN KING



INSEL



DAPHNE DU MAURIER

Nach Mitternacht

DREIZEHN SCHAURIGE GESCHICHTEN

Mit einem Vorwort von STEPHEN KING

AUS DEM ENGLISCHEN VON CHRISTEL DORMAGEN
UND BRIGITTE HEINRICH

INSEL VERLAG

Erste Auflage 2026
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026
Copyright © 2025 by Chichester Partnership
»After Midnight: An Appreciation« copyright © 2025 by Stephen King
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Eva Mutter, unter Verwendung von KI
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU
ISBN 978-3-458-64634-1

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@insel-verlag.de
www.insel-verlag.de



Inhalt

Stephen King, Nach Mitternacht: Eine Würdigung	9
Die blauen Linsen	17
Wenn die Gondeln Trauer tragen	63
Das Alibi	125
Der Apfelbaum	173
Die Vögel	227
Monte Verità	273
Der Weiher	357
Die Puppe	393
Ganymed	409
Leading Lady	457
Nicht nach Mitternacht	473
Sekundenbruchteil	529
Der Durchbruch	587

Stephen King

Nach Mitternacht:

Eine Würdigung

»Vergangene Nacht träumte ich, ich wäre wieder in Manderley.«

Das ist einer der bekanntesten ersten Sätze, mit denen jemals ein Roman begann. Auf jeden Fall der denkwürdigste; ich selbst habe ihn als Epigramm in meinem Roman *Sara* (*Bag of Bones*) verwendet. Daphne du Maurier (1907-1989) schrieb außerdem den vielleicht besten ersten Satz aller Gruselgeschichten. Ihre berühmte Erzählung »Die Vögel« (»The Birds«) beginnt: »Am dritten Dezember änderte der Wind sich über Nacht, und es war Winter.« Knapp, kühl, auf den Punkt. Fast könnte es ein Wetterbericht sein.

Der Satz funktioniert so gut als Einstieg in die packende Geschichte, die dann folgt und in der alle Arten von Vögeln die Menschen angreifen, weil er sachlich, erklärend und realistisch ist. Du Maurier versteht es durchaus, Horror zu erzeugen, wenn sie will – man denke nur an »Die Puppe« (»The Doll«), »Die blauen Linsen« (»The Blue Lenses«) und an die schockierenden letzten zwei Seiten von »Wenn die Gondeln Trauer tragen« (»Don't Look Now«) –; sie weiß jedoch auch, dass hier die Glaubwürdigkeit einen Ton verlangt, der eher Reportage als Erzählung ist.

Die Filmversion von »Die Vögel«, in der die Vogelattacke von einer Liebesgeschichte zwischen schönen Hollywood-Menschen (Rod Taylor als Mitch, Tippi Hedren als Melanie) überlagert wird, hat kaum noch Ähnlichkeit mit du Mauriers Erzählung. Der Film spielt an der sonnigen amerikanischen Bodega Bay und nicht im kalten, wolkenverhangenen englischen Cornwall, und es wurden weitere Figuren hinzuerfunden. (Erwähnenswert ist unter ihnen

nur die Ornithologin Ethel Bundy, die Melanie erklärt, dass Vögel niemals Menschen angreifen würden, weil »ihre Hirnschalen nicht groß genug sind«.) Im Gegensatz zum Film ist du Mauriers Erzählung beinahe klostrophobisch, nur auf Nat Hocken und seine Familie konzentriert, die vor den Attacken aus der Luft Zuflucht in ihrem Cottage suchen. Sie ähnelt eher *The Siege of Trencher's Farm* von Gordon Williams (woraus der Film *Wer Gewalt sät* wurde).

Die einzige wirkliche Ähnlichkeit zwischen der Erzählung und dem Film gibt es im jeweiligen Ende. Im Film können Mitch und Melanie fliehen, als Tausende Vögel zwischen den Attacken Ruhepausen einlegen. Was danach passiert, bleibt der Fantasie der Zuschauer überlassen. Der Schluss der Erzählung ist in seiner nüchternen Darstellung sogar noch grausiger. Nachdem Nat seine letzte Zigarette geraucht hat, will er das Radio einschalten, aber es ist tot. »Dann warf er das leere Päckchen ins Feuer und sah zu, wie es verbrannte.«

Dieser letzte Satz ist auf stille Weise genauso schrecklich und gleichzeitig genauso sachlich wie der Eröffnungssatz der Geschichte. Was wird aus Nat, aus seiner Frau und den Kindern? Wir wissen es nicht. Es kümmert du Maurier nicht, und das zu Recht. Was sie uns gibt, sind diese letzte Zigarette, die die ganze symbolische Last eines Erschießungskommandos in sich birgt, und die brennende Schachtel. Auf diese Weise teilt sie uns mit: *Entscheide selbst*. Das ist der Kern ihrer verstörenden Genialität. Und das Buch enthält zwölf weitere Beispiele dieser Genialität.

Ich tue mich generell schwer mit der Idee vom »Spoilern«, einem Begriff, der, zusammen mit anderen unerfreulichen Begleiterscheinungen des Internets im Allgemeinen und der sozialen Medien im Besonderen, in Mode gekommen ist. Ich finde, der Ausruf: »You spoiled it« – im Deutschen sinngemäß: Du hast mir die Lektüre verdorben – ist grundsätzlich der Aufschrei verwöhnter Leute. Ich würde vielmehr behaupten, dass man eine gute Geschichte kaum durch »Spoilern« verderben kann, denn das Vergnügen liegt in der Reise, nicht in der Ankunft.

Die Erzählungen in *Nach Mitternacht* bilden eine bemerkenswerte Ausnahme von dieser Regel. In einem Nachwort könnte ich, aufgrund der naheliegenden Annahme, Sie hätten die Geschichten bis dahin gelesen, einige der verblüffenden Lösungen im Detail analysieren. In einem Vorwort würde das nicht funktionieren – jedenfalls nicht hier. Würde man diese Geschichten ausführlich behandeln, zerstörte man ihre Wirkung. Es möge darum reichen, wenn ich versichere, dass Sie in den Händen einer Meisterin des Erzählens sind. Einer *diabolischen* obendrein.

Die Qualität jeder einzelnen Zeile in du Mauriers Werk ist erstaunlich, zumal die Schriftstellerin so außerordentlich produktiv war: siebzehn Romane, sechs Biografien, drei Theaterstücke und Dutzende Erzählungen – und die hier versammelten gehören zu ihren besten. Besonders gut versteht sie es, mit wenigen Strichen einen Charakter zu entwerfen. Midge aus »Der Apfelbaum« ist z. B. ein Meisterstück über passiv-aggressives Verhalten – eine Frau, deren Haupttalent darin besteht, ihrem Ehemann das Leben zur Hölle zu machen. Nicht auf dramatische Weise – sie ist keine Diebin, Drogenabhängige oder Ehebrecherin –, sondern durch lauter kleine Nadelstiche, die bis aufs Blut quälen. Vielleicht ist Midge sich dessen bewusst, vielleicht aber auch nicht. In jedem Fall übt sie – ob bewusst oder unbewusst – Kontrolle aus.

Der Erzähler von »Der Apfelbaum« (namenlos wie so viele der Figuren du Mauriers) ist ein Gentleman, der seiner Frau die Zeitung zuerst überlässt. Und sie gibt sie ihm zerknittert und falsch zusammengelegt zurück. Als gemeinsame Freunde ein Kind bekommen, nimmt Midge das mit Bestürzung zur Kenntnis. Ob Junge oder Mädchen, sie sieht in beiden Geschlechtern nur die Nachteile. Sie und ihr Mann haben eine Hausangestellte, aber Midge »schritt gebeugt unter der Last des schweren Tablett, das sie gar nicht hätte zu tragen brauchen, an ihm vorbei«. Betont gebückt vermutlich: »Schau nur, wie ich die Last meines Frauseins zu tragen habe.«

Die seufzende, gemarterte Midge stirbt, aber ihr verwitweter Ehemann steht weiterhin unter ihrem Bann; er sieht in einem häss-

lichen Apfelbaum »die arme Midge« und in dem kleineren, schöner gewachsenen Apfelbaum in dessen Schatten ein lachendes, fröhliches Bauernmädchen namens May, das er einmal geküsst hatte (und das bei einem Motorradunfall ums Leben kam). Du Maurier beschreibt den »Midge-Baum« folgendermaßen: »Das Mondlicht fiel auf die verdorrten Äste, sie sahen aus wie die flehend erhobenen Arme eines Skeletts. Verfrorene Arme, steif und taub vor Schmerz.«

Ach je, die arme Midge!

Ist der hässliche Apfelbaum mit seinen sauren, mehligten Früchten eine Art Wiedergänger, oder findet der Erzähler – ein ziemlicher Umstandskrämer und alles andere als perfekt – es schlicht psychologisch unmöglich, dem Einfluss seiner toten Frau zu entkommen? Das verrät du Maurier nicht. Sie ist klug genug, beide Möglichkeiten offenzulassen, und das tut sie bei vielen dieser Geschichten.

Einige, so etwa »Monte Verità«, handeln von verhängnisvoller Liebe; »Der Durchbruch« (»The Breakthrough«), beschäftigt sich mit Telepathie und Telekinese und sogar mit unserer aktuellen Besessenheit von KI; die besten spielen in einem düsteren Grenzbereich, der entweder das Übernatürliche berührt oder nur wilden, ans Boshafte reichenden Fantasien entspringt. Die besten Geschichten aus dieser »Grauzone« sind wahrscheinlich »Die blauen Linsen« (»The Blue Lenses«) und »Der Weiher« (»The Pool«).

In ersterer beginnt Marda West nach einer Augenoperation die Menschen mit Köpfen von Tieren zu sehen, die ihre Persönlichkeit widerspiegeln; die Enthüllung am Schluss – ihr Ehemann hat einen Geierkopf – ist dabei besonders unheimlich.

In »Der Weiher« glaubt ein junges Mädchen, am Grund eines leicht trüben Waldteichs, dessen Zugang von einer Frau bewacht wird, eine völlig andere Existenzform zu entdecken. Deborah würde gern Zugang zu dieser Welt erlangen, und das führt beinahe zu ihrem Tod. Nach ihren flüchtig erhaschten Eindrücken von dieser Unterwasserrealität, die von zahllosen Menschen bevölkert ist, endet alles in einer sehr delikat beschriebenen ersten Menstruation

(»Hast du Schmerzen? Das ist normal beim ersten Mal.«). Sie markiert ihren Eintritt ins Erwachsenenalter, in dem eine lebhaft Fantasia – oder vielleicht auch jene andere Welt – verboten oder nicht mehr zugänglich ist. Deborahs Fantasien sind von berührender Präzision, was die Geschichte ganz besonders gruselig macht.

2

Warum ist dies hier eher eine Würdigung als ein akademisches Vorwort? Die Antwort ist einfach: Ich liebe diese Geschichten, und Liebe widersetzt sich akademischer Analyse. Ich liebe ihre Klarheit, ich liebe ihren häufig finsternen Blick auf die menschliche Natur, ich liebe du Mauriers außerordentliches Talent und erzählerisches Geschick.

Es gibt einen Grund, warum Erzählungen in der Regel weniger populär sind als Romane. Bei einem Roman lässt man sich – für ein oder zwei Tage (wenn man eine schnelle Leserin ist wie meine Frau) oder für eine Woche und länger (wenn man so langsam liest wie ich) – auf einen ganzen Figurenkosmos ein. Bei Erzählungen jedoch, selbst bei Novellen wie »Monte Verità«, muss man sich während des Lesens jedes Mal im Kopf eine fiktionale Welt erschaffen und sie am Ende wieder auflösen und sich der nächsten fiktionalen Welt zuwenden und diese im Kopf aufbauen. Das kann harte Arbeit sein. Auf diese Geschichten trifft das allerdings nicht zu.

Ich habe jede einzelne genossen – bin in sie eingetaucht – und war trotzdem begierig auf die nächste. Denn ich vertraue der Erzählerin und weiß, dass die Geschichten sich zwar in Tonfall und Figurenensemble voneinander unterscheiden, aber dass jede mich erfreuen und mir viel Stoff zum Nachdenken bieten wird. Sich in diese Welten zu begeben ist eher ein Vergnügen als ein Kraftakt. Manchmal entwickelt sich eine Geschichte nur allmählich, doch »da sind Geigen«, wie irgendein Kritiker einmal über Robert Blochs *Psycho* sagte. (Das trifft auf jeden Fall für Bernard Herrmanns Musik zu der Filmversion zu, die fast nur aus Geigentönen besteht.)

Was ich damit meine: Wenn die Dinge ziemlich harmlos scheinen, ahnt man, wie die Schatten sich verdichten. Und das ist eine Gabe, die nur wenige Schriftsteller und Schriftstellerinnen besitzen.

»Ganymed« handelt von latenter Homosexualität – »der Liebe, die«, in den Worten Lord Alfred Douglas', »ihren Namen nicht nennen darf«. Du Maurier nähert sich diesem Thema selbstverständlich mit angemessenem Takt, denn als die Geschichte in *The Breaking Point* (1959) veröffentlicht wurde, war einvernehmlicher Sex zwischen erwachsenen Männern in Großbritannien noch sittenwidrig. Der Erzähler, ein selbsternannter Altphilologe, ist ein prüder Naivling, der die Vorstellung von Vulgarität bzw. dem, was er *Widerwärtigkeit* nennt, nicht ertragen kann. Er glaubt: »Das Wort widerwärtig suggeriert einen Mangel an persönlicher Reinlichkeit: benutzte Laken, zum Trocknen aufgehängte Bettwäsche, Haare aus einem Kamm, aufgerissene Packungen in Papierkörben.« Perfekt, oder?

Das Liebesobjekt des Erzählers hat, wie sich herausstellt, einen Verstand, der schlecht zu seiner klassischen Schönheit passt. Als der Erzähler Ganymed fragt, was er kaufen würde, wenn es um irgendetwas in englischer Sprache ginge, erwartet er – zumindest hofft er es –, dass der junge Mann sich etwas wie Shakespeares Stücke aussucht (oder wenigstens die Sonette). Stattdessen sagt dieser wunderschöne Knabe, nachdem er lange über die Frage nachgelesen hat, er würde sich gern eine Langspielplatte von Elvis Presley oder Johnnie Ray kaufen. Vielleicht ist das nicht unbedingt *widerwärtig*, aber sicherlich niveaulos.

Du Maurier beschreibt ihren Horror – und einige der Geschichten sind wirklich finster – mit einer rationalen Kühle, die Stoff für echte Alpträume liefert. In »Das Alibi« widerfährt Mr Fenton plötzlich etwas Fürchterliches, »mit einem Mal überwältigte ihn der geradezu erschreckende Eindruck, sie und all die anderen Menschen, die die Promenade entlangspazierten oder die Brücke überqueren, seien winzige, an Schnüren baumelnde Marionetten«. Er beschließt, fast wahllos ein oder zwei Marionetten zu ermorden.

»Ich bin gekommen, um Sie zu erdrosseln. Sie und Ihr Kind«, denkt er und zieht fast gleichzeitig den Hut vor Anna Kaufman, seiner neuen Vermieterin (wie es sich für einen Gentleman gehört). Der Ausgang ist besonders grausig, für Fenton ebenso wie für die Frau, die er zu töten beabsichtigt. Als ich zu Ende gelesen hatte, konnte ich fast den gruseligen Grabwächter der Serie *Geschichten aus der Gruft* (*Tales from the Crypt*) kichern hören: »Ironie, Kinder! Ist gut für euer Blut!«

Jede der vorliegenden Geschichten hat das gewisse Etwas, das ich »the gotta« nenne, einen Sog. Was bedeutet: Man muss einfach weiterlesen. Will unbedingt herausfinden, was als Nächstes passiert – angefangen mit Nat Hocken, der seine Fenster mit Brettern vernagelt, um die wütenden Vögel fernzuhalten, bis hin zu Mrs Ellis, die einen kurzen Spaziergang macht und bei ihrer Rückkehr feststellt, dass eine andere Familie in ihrem Haus wohnt (diese ganz spezielle Gruselgeschichte, »Sekundenbruchteil« (»Split Second«), wurde zuerst in *Today's Woman for Young Wives* veröffentlicht). Am besten entdecken Sie selbst Ihr persönliches Sog-Moment.

Einige der Geschichten haben einen sexuellen Unterton. Die eindeutigste ist »Die Puppe« (»The Doll«), in der eine Frau namens Rebecca (die Rebecca? Was spräche dagegen?) einen weiteren von du Mauriers namenlosen Erzählern fasziniert. Rebecca ist furchterregend mit »den großen, aufgerissenen, fanatischen Augen einer Heiligen, dem schmalen Mund, der [ihre] Zähne, spitz und weiß wie Elfenbein, verbarg, und dem Heiligenschein aus wildem Haar, elektrisch, dunkel, ungebändigt«. Mir hat es besonders dieser Heiligenschein wilder Haare angetan – eine Formulierung, die eigentlich nicht geht: Haare können ebenso wenig wild sein wie Wellen wütend, aber irgendwie funktioniert es doch.

Rebecca hat einen heimlichen Liebhaber namens Julio. Der Erzähler beschreibt Julio, der offenbar um die sechzehn ist, folgendermaßen: »Sein Gesicht war das böseste, das ich jemals erblickt habe. Es war aschfahl, der Mund eine blutrote Spalte, sinnlich und verdorben. Die Nase war schmal ... die grausamen Augen, klein und

glänzend, wirkten merkwürdig reglos. Sie schienen direkt durch einen hindurchzusehen – Habichtsaugen.«

Du Maurier rückt nicht direkt damit heraus, schreibt nicht, dass Rebecca eine sexuelle Beziehung mit Julio hat, doch es ist stark zu vermuten; der Erzähler jedenfalls geht fest davon aus. Was das Ganze besonders abartig macht, ist die Tatsache, dass Julio kein Mensch ist (zumindest *wahrscheinlich* nicht), sondern eine Schaufensterpuppe.

Nun also doch! Jetzt habe ich ein Geheimnis verraten, das allenfalls Daphne du Maurier selbst hätte mitteilen dürfen; das habe ich nur getan, weil der Titel es nahelegt. Mehr werde ich aber nicht ausplaudern, weil viele Leser und Leserinnen sich die Geschichte vielleicht ein zweites Mal vornehmen möchten, und sei es nur, um deren sorgfältige Konstruktion zu bewundern ... und die Verwegenheit. »Die Puppe«, geschrieben 1928, galt viele Jahre als verschollen. Vielleicht hatte man du Maurier, die damals gerade mal einundzwanzig Jahre alt war, geraten, die Geschichte wegen des Themas zurückzuhalten, aus Sorge, sie könne zu einer Zeit, in der alles Sexuelle nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit verhandelt wurde, ihrem Ruf schaden. Schließlich wurde »The Doll« dann in einem Band ursprünglich abgelehnter Erzählungen unter dem passenden Titel *The Editor Regrets (Der Lektor bedauert)* veröffentlicht.

Jetzt habe ich wirklich genug gesagt. Es wird Zeit, dass Sie die Hand der Schriftstellerin ergreifen und sich von ihr in die Dunkelheit führen lassen. Du Mauriers Talent ist ein helles Licht, das Ihnen leuchten wird. Die erstaunlichen Geschichten warten. Ich beneide Sie um Ihre Entdeckungen.

Und um Ihr Unbehagen.

Die blauen Linsen

Es war der Tag, an dem der Verband abgenommen und die blauen Linsen eingesetzt werden würden. Marda West legte die Hand auf die Augen und fühlte das Kreppklebeband und die vielen Watterschichten darunter. Endlich würde ihre Geduld belohnt werden. Die Tage nach ihrer Operation waren zu Wochen geworden, sie hatte dagelegen, nicht körperlich gelitten, sondern nur an der Anonymität der Dunkelheit, dem unangenehmen Gefühl, die Welt und das Leben gingen an ihr vorbei. Die Schmerzen in den ersten Tagen waren zum Glück mit Medikamenten gelindert worden, dann ließen die Beschwerden nach und verschwanden schließlich ganz; was blieb, war eine große Erschöpfung, die, wie man ihr versicherte, eine Reaktion auf den Schock sei. Was die Operation selbst betraf, so war sie erfolgreich verlaufen. Da gab es ein eindeutiges Versprechen. Hundertprozentig erfolgreich.

»Sie werden sehen«, versicherte ihr der Chirurg, »klarer als je zuvor.«

»Aber woher wissen Sie das?«, beharrte sie, da sie wünschte, dass er ihren dünnen Hoffnungsfaden bestärkte.

»Weil wir Ihre Augen während der Narkose untersucht haben«, erwiderte er, »und dann noch einmal bei der zweiten Narkose. Wir würden Sie nicht belügen, Mrs West.«

Das hatten sie ihr täglich zwei- oder dreimal versichert, und sie hatte sich zu Geduld zwingen müssen, während die Wochen dahingingen, weshalb sie das Thema später vielleicht nur noch alle vierundzwanzig Stunden ansprach und schließlich versuchte, sie unvorbereitet zu überrumpeln. »Werfen Sie die Rosen nicht weg. Ich würde sie auch gern sehen«, sagte sie etwa und brachte die überraschte Tagesschwester zu dem Eingeständnis: »Die werden schon

vorher verwelkt sein.« Was bedeutete, dass sie in dieser Woche noch nicht würde sehen können.

Konkrete Daten wurden nie genannt. Niemand sagte: »Am vierzehnten des Monats werden Sie Ihre Augen zurückhaben.« Die Unklarheit blieb, und sie gab vor, es mache ihr nichts aus, sie begnüge sich damit zu warten. Selbst Jim, ihr Ehemann, gehörte jetzt in die Kategorie der »sie«, des Krankenhauspersonals, und war kein Vertrauter mehr.

Früher, vor langer Zeit, hatten sie einander jeden Zweifel, jede Sorge gestanden und sie geteilt. Das war vor der Operation gewesen. Doch dann hatte sie sich aus Furcht vor Schmerzen und Blindheit an ihn geklammert und gesagt: »Und wenn ich nie wieder sehen kann, was wird dann aus mir?«, weil sie sich ausmalte, wie hilflos und versehrt sie sein würde. Jim, der genauso viel Angst hatte wie sie, antwortete jedes Mal: »Was immer geschieht, wir werden es gemeinsam durchstehen.«

Inzwischen scheute sie sich – aus keinem benennbaren Grund außer vielleicht dem, dass die Dunkelheit sie empfindlicher gemacht hatte –, mit ihm über ihre Augen zu sprechen. Die Berührung seiner Hand war genau wie immer, sein Kuss, die Wärme seiner Stimme ebenso; doch in diesen Tagen des Wartens keimte in ihr allmählich die Furcht, dass er, ebenso wie das Krankenhauspersonal, zu freundlich war. So freundlich wie jene, die Bescheid wussten, gegenüber der einen, der nichts gesagt werden durfte. So dass, als es schließlich passierte, als der Chirurg bei seiner Abendvisite sagte: »Ihre Linsen werden morgen eingesetzt werden«, die Überraschung die Freude überwog. Sie fand keine Worte, und er verließ das Zimmer, bevor sie ihm danken konnte. Es war wirklich wahr. Die lange Tortur hatte ein Ende. Sie erlaubte sich nur noch einen letzten Versuch, bevor die Tagesschwester Dienstschluss hatte – »Es braucht wohl eine Weile, bis man sich daran gewöhnt hat, und wird anfangs auch ein bisschen wehtun?«, wobei sie ihre faktische Aussage als beiläufige Frage formulierte. Doch die Stimme der Frau, die sich so viele ermüdende Tage um sie gekümmert hatte,

erwiderte: »Sie werden gar nicht merken, dass Sie sie tragen, Mrs West.«

Solch eine ruhige, tröstliche Stimme, und wie sie die Kissen zu-rechtrückte und das Glas an die Lippen der Patientin hielt, wobei ihre Hand schwach nach *French Fern*-Seife duftete, mit der sie ge-waschen wurde; all das schenkte ihr Zuversicht, es bedeutete, dass sie nicht lügen konnte.

»Morgen werde ich Sie sehen«, sagte Marda West, und die Schwes-ter mit dem fröhlichen Lachen, das manchmal schon vom anderen Ende des Flurs zu hören war, antwortete: »Ja, ich werde Ihnen Ih-ren ersten Schock bescheren.«

Es war seltsam, wie die Erinnerung an ihre Ankunft in der Kli-nik jetzt unscharf wurde. Die Angestellten, die sie aufgenommen hatten, waren nur mehr trübe Schatten, das ihr zugewiesene Zim-mer, in dem sie immer noch lag, eine Holzkiste, nur dafür gebaut, sie einzuschließen. Selbst der Chirurg, so forsch und effizient wäh-rend der beiden knappen Visiten, bei denen er ihr eine sofortige Operation empfohlen hatte, war jetzt eher eine Stimme als eine Per-son. Er gab seine Anweisungen, und sie wurden ausgeführt, doch es war schwierig, diesen Zugvogel mit dem Menschen in Einklang zu bringen, der sie vor etlichen Wochen aufgefordert hatte, sich ihm auszuliefern, und der in der Tat dieses Wunder an ihren leben-digen Augen, diesem Gewebe aus dünnen Häutchen, vollbracht hatte.

»Sind Sie denn nicht aufgeregt?« Das war die leise, sanfte Stim-me der Nachtschwester, die mehr als alle anderen verstand, was sie durchgemacht hatte. Tagesschwester Brand verströmte eine taghel-le Fröhlichkeit; sie war eine Person des Sonnenlichts, die frische Blumen brachte und Besucher hereinließ. Das Wetter der Welt da draußen, das sie beschrieb, schien ihre eigene Schöpfung zu sein. »Eine echte Affenhitze«, sagte sie etwa und riss die Fenster auf, und ihre Patientin konnte die kühle Uniform spüren, die gestärkte Haube, die irgendwie die brennende Hitze zu dämpfen schien. Oder sie hörte vielleicht den gleichmäßigen Regen und fühlte das leichte